



Bruno-Kreisky-Preis

Robert Menasse: Es kann keine Demokratie von Idioten geben

17.06.2023 um 09:08

von **Robert Menasse**

Hauptbild · Als Kreisky seinen ersten Wahlsieg feierte, war ich Schüler. · Harry Weber/Picturedesk

Sind wir stolz? Sind wir bereit? Warum sage ich „wir“? Ich bin kein Parteisprecher. Aber ich kann Ihnen sagen, warum ich als freier Geist hier und jetzt „wir“ sage: weil ich ein Herz habe. Und weil ich spüre, dass es hier wieder stärker schlägt.

Am 6. Mai 1979 besuchten zwei Benediktiner ein Schlachtfeld. Dieses Schlachtfeld befindet sich im Marchfeld, zwischen Dürnkrot und Jedenspeigen - wo es noch heute manchmal vorkommt, dass Bauern beim Pflügen dieses guten Landes mit hellem Wiesengrün und Saatengold, von Lein und **Safran** gelb und blau gestickt, historische Gebeine und Schädel zutage fördern.

Die beiden Benediktiner waren die damaligen Philosophiestudenten **Konrad Paul Liessmann** und ich, Benediktiner genannt als Schüler von Universitätsprofessor Michael Benedikt, Experte für die Kritik der Urteilskraft, dessen Begriff von der Freiheit des Denkens tatsächlich eine Freiheit des Denkens in den Jahren unserer universitären Bildung ermöglicht und gefördert hat, die heutige Studenten und Studentinnen eifersüchtig machen muss.

Liessmann und ich hatten beschlossen, an diesem milden, schäpfchenwolkigen Sonntag einen Ausflug zum historischen Schlachtfeld und der nunmehrigen Weinkulturregion Jedenspeigen zu machen, um den Kofferraum meines **Skoda**, den meine Großmutter zwei Jahre davor bei der Tombola des „Volksstimme“-Fests gewonnen hatte (sie besaß keinen Führerschein - so ist das Auto an mich gefallen), um diesen Skoda also mit Wein zu füllen, um Vorrat für die nächtelangen Hegel- und Kant-, **Benjamin**-, Adorno- und ja: **Marx**- und Trotzki-Diskussionen der nächsten Wochen zu haben. Bekanntlich war der Geist der Doppelmonarchie zumindest in der Doppleranarchie der Kunst- und Philosophie-Zirkel der Siebzigerjahre einigermaßen aufgehoben. Jedenfalls: Da saßen zwei Benediktiner, zum solidarischen Leidwesen Professor Benedikts zwei linksextreme Studenten, an einem grob gezimmerten Holztisch im

Sonnenuntergang vor einem Weinkeller, mit Blick auf das Schlachtfeld, auf dem Rudolf I. den König Ottokar vernichtend geschlagen hatte, was nicht nur die Grundlage für 640 Jahre österreichischer Habsburger-Geschichte schuf, sondern auch noch die geistigen Grundlagen der Zweiten Republik prägte. Schließlich wurde im Jahr 1955 das Burgtheater eröffnet und damit indirekt auch die Wiedererlangung der österreichischen Souveränität mit Grillparzers „König Ottokar“ begangen.

Wir waren keine Kreisky-Ministranten

Der Weinbauer stellte zusammen mit einer neuen Flasche Wein ein Kofferradio auf den Tisch, sagte: „Jetzt kommt gleich der Bruckmann!“, und Professor Bruckmann, der damalige „Hochrechner der Nation“, verkündete, dass **Bruno Kreisky** an diesem Wahlsonntag die absolute Mehrheit nicht nur verteidigen, sondern gar ausbauen konnte. Und die beiden Benediktiner brachen in Jubel aus - ja! Sie jubelten!

Wir haben Kreisky gewählt, aber waren wahrlich keine Kreisky-Ministranten. Über die Auslassungen von Thomas Bernhard, dieses in keiner Zeile analytischen, in all seinen Büchern insgesamt aber exemplarisch österreichneurotischen Dichters, der Bruno Kreisky als „Alpen-Tito“ und „Höhensonnenkönig“ bezeichnet hatte, lachten wir gewissermaßen links außen (nebenbei gesagt: auch dies ein zutiefst österreichisches Missverständnis, vergleichbar etwa mit der Grotteske, dass heute ausgerechnet „Presse“-Abonnenten gern Karl Kraus zitieren). Aber wir kritisierten Kreisky nicht nur noch marxistisch, sondern auch bereits ökologisch: Bei der Zwentendorf-Abstimmung hatten wir gegen das Atomkraftwerk gestimmt. Und Kreiskys Auslassungen gegen Simon Wiesenthal, sein Versuch, nicht nur diesen anzuschütten, sondern in einer Liaison mit einem SS-Mann „Gräben zuzuschütten“, wo Gräber waren, erschien uns auch nicht gerade als eine Ruhmestat des Kanzlers. Dennoch: Wir jubelten - und dann geschah etwas, das heute wohl kaum noch vorstellbar ist: Der Bauer umarmte, aufgrund dieses überwältigenden Wahlsiegs eines Sozialdemokraten, glücklich die beiden linksextremen Studenten. Da kam auch noch der Dorfgendarm vorbei, hörte die Nachricht und ballte die Faust, nicht unbedingt wie ein Sozialist, eher wie ein triumphierender Sportler, und da saßen dann Bauer und Bäuerin, der Gendarm, der Adornit und der Trotzki vor einem Weinkeller, blickten auf die nunmehrige Idylle eines für Österreich höchst bedeutsamen historischen Schlachtfelds, aßen und tranken und feierten Kreiskys Wahlsieg, im Abendrot, das allerdings metaphorisch für uns die Fortsetzung des österreichischen Morgenrots war.

»Denn dies wollte ich wahrlich nie: plötzlich einer zu sein, der nostalgisch seine Jugendjahre verklärt oder Anekdoten erzählt.«

Robert Menasse

Diese Geschichte ist mir augenblicklich wieder eingefallen, als ich erfuhr, dass mir der Kreisky-Preis zugesprochen wurde. Ich habe sie früher gern erzählt, als Sinnbild für die damalige Stimmung und die verblüffend große gemeinsame Schnittmenge politischer Lager. Aber dann lange nicht mehr. Denn dies wollte ich wahrlich nie: plötzlich einer zu sein, der nostalgisch seine Jugendjahre verklärt, oder aber, wenn es nichts zu verklären gibt, mit dem umwölkten Ernst des „Zeitzeugen“ Anekdoten erzählt. Für die Nostalgie spricht zwar, dass sehr vieles damals besser wurde, als es davor gewesen war, gegen die Nostalgie spricht unter anderem aber, dass heute zwar vieles besser sein könnte, wir aber vor Herausforderungen stehen, die wir uns damals nicht im Traum, korrekt gesagt: nicht im Albtraum hätten vorstellen können.

Und gegen die sogenannte Zeitzeugenschaft spricht, dass wir gerade damals einen ganz anderen Anspruch zu formulieren gelernt haben: nämlich sich in seiner ganzen Lebenszeit als Zeitgenosse zu verstehen, seine Zeitgenossenschaft kritisch zu reflektieren, aber auf jeden Fall dies: immer ein Zeitgenosse zu bleiben! Ein „Zeitzeuge“ hingegen hat, wenn wir ehrlich sind, in der Regel etwas Trauriges, wir hören ihm zu in der Hoffnung und mit dem Versprechen, dass die Zeit, die er bezeugt, nie wiederkehrt.

Gibt es Zeiten, deren Wiederkehr wir wünschen? Die Glanzzeit der Sozialdemokratie, als **Bruno Kreisky**, Willy Brandt und Olof Palme Europa den Stempel aufdrückten? Wie komme ich auf diesen Gedanken? Weil sich jüngst Dynamiken in der sozialdemokratischen Partei gezeigt haben, die als aufbrausende Nostalgie interpretiert wurden. Aber was waren das für Zeiten, die glorreichen Siebzigerjahre? In halb Europa herrschten stalinistische Diktaturen, und sogenannte westliche Länder, Portugal, Spanien und Griechenland, waren faschistisch. Auch wenn dann die faschistischen Regime überwunden wurden, während der Zusammenbruch der stalinistischen Gefängnisse nicht absehbar war, so war das der historische Kontext, als Österreich ein modernes Land wurde.

Bruno Kreisky war ein großer Staatsmann - darüber besteht wohl kein Zweifel. Aber wer dies heute mit Wehmut, mit nostalgischen Gefühlen feststellt, bekommt es augenblicklich mit Ambivalenzen zu tun, die nicht der Person oder der Figur Kreisky geschuldet sind, sondern der Geschichte, in die er gewirkt, in die er eingetreten und in der er aufgegangen ist: Denn sachlich, im Licht der neueren Geschichte betrachtet, haben wir uns heute keinen Staatsmann mehr zu wünschen, der eine Insel der Seligen gestaltet. Denn der Staat stirbt ab, Europa ist in eine nachnationale Entwicklung eingetreten, Österreich ist ein Teil davon, und wir sollten uns heute Politiker wünschen, die die europäische Idee verstehen und ernst nehmen, die nicht als Österreicher eine starke Außenpolitik machen, sondern als Europäer globale Politik mitgestalten.

Aber bevor ich darauf eingehe, muss ich noch kurz auf einen Aspekt der Kreiskyschen Politik zu sprechen kommen, der immer mit ihm in Verbindung gebracht, ihm vorgeworfen wird, und der heute als Frage nach der Finanzierbarkeit des Sozialstaats wieder größte Aktualität gewonnen hat: nämlich seine Schuldenpolitik. Hier haben wir tatsächlich im Sinn historischer Gerechtigkeit - und das ist mir sehr wichtig - eine Schuld zu begleichen.

Es handelte sich bei diesen Schulden um Investitionen

Von allen Einwänden, die bis heute gebetsmühlenartig gegen Kreisky und seine Politik vorgebracht werden, ist dieser eindeutig der dümmste: dass Bruno Kreisky einen immensen Schuldenberg angehäuft habe, der den Staatshaushalt bis heute heillos belaste und noch für künftige Generationen eine nachgerade unbewältigbare Hypothek darstelle. Erstens waren diese „Schulden“ verschwindend klein gemessen an heutigen Maßstäben, vor allem aber immer in vernünftiger Relation zu der wachsenden Produktivität des Landes, zweitens handelte es sich bei diesen Schulden um Investitionen und nicht um Verschwendung oder gar Raub, im Unterschied zum Beispiel zu den sozialen Verwüstungen, die ein späterer Kanzler zugunsten seiner Sponsoren mit jenem Finanzminister produziert hat, der heute nur noch auf den Gerichtsseiten präsent ist.

Kreisky hat Schulen und Universitäten, Spitäler und Straßen gebaut, er hat in die Modernisierung der Infrastruktur investiert, er hat Geld aufgenommen und investiert, ohne sich dann ratlos fragen zu müssen, wo oder was denn seine Leistung war - denn dem Geld, das damals geflossen ist, standen dann reale materielle Werte in öffentlichem Besitz gegenüber, und nicht privatisiertes Vermögen und private Stiftungen in Liechtenstein. Nein,

Kreisky hat nicht Schulden produziert, sondern jenen gesellschaftlichen Reichtum zu befördern begonnen, der durch den klassischen sozialdemokratischen Anspruch von Verteilungsgerechtigkeit definiert war, von dem erst heute endlich wieder die Rede ist. Die Bildungsoffensive, die Justizreform, die Gleichberechtigung der Frauen - das soll zu teuer gewesen sein? Wie viel bitte hätte denn der Eintritt Österreichs in die Moderne nur kosten dürfen? Freiheit und Emanzipation sind nicht zu einem Saturn-Preis zu bekommen.

Und in diesem Zusammenhang ist auch ein kurzes Wort zur Voest notwendig. Das war das verstaatlichte Unternehmen, das Jahr für Jahr als Exempel dafür herhalten musste, dass der Staat, und vor allem ein sozialdemokratisch regierter Staat, und ganz besonders Bruno Kreisky nicht wirtschaften können. Aber was ist damals entschieden worden? Kreisky hat dieses Unternehmen in den Jahren einer internationalen Stahlkrise am Leben erhalten. Zahlreiche private Stahlkocher sind in diesen Jahren in Konkurs gegangen. Sie hätten gern getan, was Kreisky gemacht hatte, aber sie konnten es nicht, weil kein privater Unternehmer konnte, was ein aufgeklärter ideeller Gesamtkapitalist, also ein Staat, bei Bedarf machen kann: Verluste so lange in Kauf zu nehmen, bis die Privaten aufgeben müssen.

»Kreisky hat Schulen und Universitäten, Spitäler und Straßen gebaut, er hat in die Modernisierung der Infrastruktur investiert.«

Robert Menasse

Private gehen in Konkurs, ein Staat mit wachsender Gesamtökonomie nicht. So hat er das Unternehmen und die Arbeitsplätze gerettet. Aber superschlaue schwarze „Wirtschaftsexperten“ hatten die staatliche Subventionierung der Defizite schon zu einer Zeit skandalisiert und mit ihren eingebetteten Journalisten die Privatisierung der Voest gefordert, als Krupp oder Thyssen noch in der Lage gewesen wären, die Voest wegzublasen. Dann aber waren die Konkurrenten weg, der Markt war, wie man so schön sagt, bereinigt, die Voest wurde wieder lukrativ - und wurde privatisiert. Die Shareholder sollten Kreisky dankbar sein. Sollte das Unternehmen wieder ins Schleudern kommen, werden wir deren Manager am Ballhausplatz um ein Revival der Kreisky-Politik betteln sehen . . . Wir haben ja schon gesehen, dass ein Virus genügt, und ein ÖVP-Kanzler bringt mit zusammengebissenen Zähnen ein Füllhorn staatlicher Gelder für private Unternehmen.

Aber reden wir jetzt nicht von notwendigen staatlichen Interventionen in den Markt, erinnern wir uns an die Investitionen in die Demokratisierung der Gesellschaft. Man muss kein Zeitzeuge sein, um sozialen Frieden hoch zu schätzen, man muss kein Neoliberaler sein, um freie Entfaltungsmöglichkeiten der Tüchtigen wünschenswert zu finden. Am besten aber ist es zweifellos, wenn auf der Basis von sozialem Frieden möglichst viele in den Stand gesetzt werden, tüchtig zu sein. Wer das will, wird zumindest die Investitionen tätigen müssen, die Kreisky getätigt hat. Das ist keine Schuldenpolitik, sondern eine Bringschuld vernünftiger Politik. Und sie muss dort beginnen, wo auch Kreisky begonnen hat: mit konsequenten Investitionen in die Bildungsinstitutionen, von den Kindergärten über die Schulen, die Universitäten bis zur Erwachsenenbildung. Denn was die Kreisky-Kritik vornehm ausblendet, ist, dass nicht Kreisky einen Schuldenberg hinterlassen hatte, sondern dass das spätere Kaputtsparen der Bildungsinstitutionen ein Heer von funktionalen Analphabeten produziert hat, das uns noch sehr teuer kommen wird.

Als Kreisky seinen ersten Wahlsieg feierte, war ich Schüler. Als er die erste absolute Mehrheit eroberte, war ich Maturant. In der Glanzzeit der Ära Kreisky habe ich studiert. Dieser biografische Hinweis wäre unerheblich, wenn sich damals der Ehrgeiz meiner Mutter nicht glücklich mit den objektiven Möglichkeiten getroffen hätte, die Kreiskys Investitionen eröffnet hatten. Es war damals nämlich nicht unbedingt vorgesehen, dass einer wie ich studiert. Aber

plötzlich standen die Tore der Universität auch für einen wie mich offen. Und ich wurde der erste Akademiker meiner Familie. Vielleicht war ich tüchtig. Aber der Tüchtige braucht eine Gasse. Ziemlich sicher war ich fleißig. Aber mir war ein Feld eröffnet, auf dem ich meinen Fleiß mit Lust und Neugier beweisen konnte. Wenn es also einen Grund dafür gibt, dass ich über Kreisky rede, ihm dies schuldig bin und meinen Dank abstatte, dann diesen: dass ich hier und bei jeder sich bietenden Gelegenheit, beglaubigt durch meine Erfahrung, darauf hinweisen möchte, welche unbezahlbare Bedeutung es nicht nur für jede einzelne individuelle Biografie, sondern objektiv auch für die Gesellschaft insgesamt hat, einen barrierefreien Zugang zu bestmöglicher Bildung zu schaffen. Damit kein Missverständnis aufkommt: Ich rede von Bildung. Nicht von Ausbildung. Ausbildung versteht sich von selbst. Auch Knechte sind ausgebildet. Sie haben die erforderliche Ausbildung, die sie befähigt, Knecht zu sein. Man kann, im Sinne ökonomischer Erfordernisse, Ausbildung meinerwegen auch als Kapital bezeichnen. Aber Bildung ist kein Kapital. Bildung ist ein Menschenrecht. Als solches ist sie die Voraussetzung sowohl für glückende individuelle Biografien als auch für ein menschengerechtes Zusammenleben in einer demokratischen Gesellschaft. Was nämlich heute unsere gewählten Barriere-Politiker, trotz der Bildungs- und Karrierechancen, die sie selbst hatten, vergessen oder nie gelernt haben, ist: Es kann keine Demokratie von Idioten geben.

Dies muss man immer wieder jenen sagen, die von der demokratischen Legitimation gewählter Faschisten reden: Es kann keine Demokratie von Idioten geben.

Mündige Bürger bereiten ihnen schlaflose Nächte

Diejenigen also, die für Zugangsbeschränkungen zu Bildungseinrichtungen sind, für Limitierung der Studienplätze, für die Differenzierung und Auseinanderdivision der Schüler aufgrund ihrer Herkunft in umbenannten Schultypen, für die Beibehaltung des Unsinnigen, dass Literatur aus den Lehrplänen gestrichen wurde (ausgerechnet von einer sozialdemokratischen Ministerin), für weitere Hürden wie Studiengebühren bei Überschreiten einer knapp bemessenen Regelstudienzeit und Knock-out-Prüfungen und so weiter, sollen bitte gleich so ehrlich sein und sagen: Sie sind für die Abschaffung der Demokratie ihrem Geiste nach. Sie sollen nicht von Budgetzwängen sprechen, sondern klar und deutlich aussprechen, dass ihnen mündige Bürger mehr schlaflose Nächte bereiten als eine kaputtgesparte Universitäts- und Wissenschaftslandschaft.

Ich warte darauf, dass wieder umgedacht wird. Ich erwarte das zunächst einmal von den Akademikern im Nationalrat. So weit ich das überblicke, sind die Akademiker in der gegenwärtigen Regierung und zumindest die 50-plus-Akademiker heute im österreichischen Parlament in den Genuss der Kreiskyschen Bildungsoffensive gekommen. Sie sind gratis zu den Schulen und Universitäten transportiert worden, mit Gratis-Büchern und Gratis-Lehrbehelfen versehen, gratis in ihre Vorlesungen und Übungen gekommen, wurden gratis betreut, bis sie ihre Titel hatten, ihnen sind Chancen eröffnet worden, die viele von ihnen sonst nicht unbedingt gehabt hätten, Karrierechancen, die sie bis in Regierungsämter und auf Abgeordnetensitze gebracht haben. Und jetzt, nach ihnen, meinen sie, dass viel zu viele studieren wollen, dass das viel zu viel kostet und man das einschränken müsse? Nein, Kreisky hat keine unzulässigen Schulden gemacht, sondern es ist diese Generation, die ihre Schuld nicht begleichen will, es sind jene, die die Bildungschancen, die sie hatten, nicht mit Verantwortung verbinden, sondern mit Allüren, Zynismus und Egoismus.

Ja, ich weiß: „Dankbarkeit ist keine politische Kategorie!“ Aber ich stehe vor Ihnen als dankbarer Nutznießer von Kreiskys Politik. Ein Benediktiner, der als Enkel eines Steinbrucharbeiters Kant und Hegel lesen konnte und im Sinne der Vermittlung zwischen unserer Natur und der Freiheit nicht müde werden wird, daran zu erinnern, dass es nicht zu

viele Studentinnen und Studenten gibt, sondern viel zu wenig Geld für unsere Universitäten, obwohl wir sie mit unseren Steuern bezahlt haben, mit dem Anspruch, sie bestens auszustatten. Ich stehe vor Ihnen als dankbares Kind Kreiskys, dankbar dafür, dass ich sozialisiert wurde in einer Zeit, in der die Köpfe und nicht die Ellenbogen gefördert wurden, in der das Talent und nicht die Herkunft maßgeblich war.

Und das ist es, was wir heute von Kreisky mitnehmen können, das ist es, was heute der Anspruch von jedem aufgeklärten Geist sein muss: das Menschenbild, die Haltung, die Werte - aufgehoben in den neuen Rahmenbedingungen, in denen wir heute leben und in denen wir unser Glück suchen. Das ist das Gegenteil von Nostalgie - Menschenbild, Haltung und Werte sind nicht nur Tradition, sie sind die Grundlage unserer Zeitgenossenschaft und unseres Zukunftsdenkens.

Die Zeiten sind vorbei, in denen man Politik machen konnte wie Kreisky unter seinen Voraussetzungen. Aber sein Menschenbild, seine Haltung, seine Werte haben sich nicht überlebt.

Modernisierung der Sozialdemokratie?

Die Zeiten sind vorbei, als nach dem strahlenden Dreigestirn Kreisky-Brandt-Palme das Dreigestirn Klima-Schröder-Blair die Werte zur Disposition stellte und dies als Modernisierung der Sozialdemokratie verkaufte. Und die Zeiten müssen endgültig vorbei sein, in denen Haltung durch Anbiederung an den Boulevard ersetzt wird und Werte durch Inseratenpreise berechnet werden. Man kann den Boulevard nicht kaufen, auch diese Einsicht sollte eine Lehre aus der jüngeren Geschichte sein. Und die Zeiten müssen vorbei sein, in denen das Menschenbild definiert ist durch autochthone, xenophobe, rassistische Inländer, denn das war nie das Menschenbild der Aufklärung, das muss klargestellt werden. Vom Gemeindebau bis zu den Grenzen Europas, dort, wo Menschen stranden in der Hoffnung, Menschen sein zu können. Man soll nicht den Menschen ohne Menschlichkeit recht geben, sondern das Menschenrecht garantieren. Und es muss Schluss sein mit den vertrottelten Phrasen, mit denen eine hilflose Politik kaschiert und dabei auch noch die Gesellschaft gespalten wird, trotz aller Brücken und allem Aufeinander-Zugehens in Wort und Tatenlosigkeit - zum Beispiel die Phrase „Wir müssen die Sorgen der Menschen ernst nehmen“. Warum, frage ich mich, sind mit „die Menschen“ immer nur die Rechten, die Mitläufer der Faschisten, gemeint? Bin ich kein Mensch, sind wir keine Menschen? Warum werden unsere Sorgen nicht ernst genommen, nämlich die Sorgen vor Rechtsruck, die Sorgen vor Renationalisierung, die Sorgen angesichts wachsender Zustimmung zur Hetze der Kellernazis? Um diese unsere Sorgen geht es nämlich nie, wenn es heißt „die Sorgen der Menschen“.

Auch das sollte eine Lehre sein, die wir nicht vergessen dürfen, und an die wir erinnern müssen, immer wieder erinnern: Die Mitläufer sind die Täter!

Die Partei, die Kreisky einst zur absoluten Mehrheit geführt hat, muss heute wieder eine tatkräftige Partei sein, keine Mittäter-Partei. Deshalb hat Kreisky auch niemanden „abgeholt“, sondern die Menschen eingeladen zu kommen, um ein Stück des Wegs gemeinsam zu gehen.

An dieser Stelle muss ich noch einmal persönlich werden.

In den Zeiten, in denen nicht Rassisten abgeholt werden sollten, durch blöde Phrasen von Brücken über Gräben, die zugeschüttet werden - was für ein Deutsch! -, gab es den Anspruch, sie in Volkshochschulen zu holen, wo sie zum Beispiel Schiller lasen, die Stelle über die Gedankenfreiheit, oder, wie ich von meiner Großmutter weiß, folgenden Satz aus dem „Don Carlos“: „Sagen Sie ihm, dass er für die Träume seiner Jugend soll Achtung tragen, dass er

nicht soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit die Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.“

Ja, die Begeisterung für Träume ist eine Himmelstochter, und sie hat viel auf Erden ermöglicht.

Wie kam es, dass meine Mutter mir, als ich ein Kind war, vor dem Einschlafen Heine-Gedichte vorgelesen hat, sich wiegend im Rhythmus, diesem schönen Rhythmus der Musikalität Heines, und sie Strophen von Droste-Hülshoffs Gedicht „Am Turme“ auswendig konnte? Und ich als Kind zwischen Kindergarten und Volksschule irgendwie intuitiv begreifen konnte, welch großer Traum, welch Sehnsuchtsmetapher es damals, in den Zeiten vor Kreisky, gewesen war, als meine Mutter weder einen Pass noch ein Bankkonto haben konnte ohne Unterschrift meines Vaters, und sie las: „sitzen möchte ich im kämpfenden Schiff, das Steuerruder ergreifen . . .“, aber „darf nur heimlich lösen mein Haar, und lassen es flattern im Winde“.

Bildungshungrige Arbeiter- und Angestelltenfamilien

Ich sage Ihnen, wie es kam: Das war möglich in einer sozialdemokratischen Familie. Es wird auch so gewesen sein in guten bürgerlichen, in bildungsbürgerlichen Familien, zumindest haben wir uns das so vorgestellt, aber es war eben auch möglich in bildungshungrigen Arbeiter- und Angestelltenfamilien. Und Leitartiklerinnen, die dieser Tage nicht müde werden zu schreiben, dass dies nicht ein bleibender Anspruch, sondern Nostalgie sei, und dass sozialdemokratische Werte jetzt wieder aus der „Mottenkiste“ geholt werden, denunzieren, ohne es zu merken, dadurch auch ihre eigene Klasse. Aber dies vielleicht zu Recht. Abgesehen davon weiß ich gar nicht, was eine „Mottenkiste“ ist, vielleicht hat man so etwas in bürgerlichen Haushalten.

Ich habe gesagt, dass es hier und jetzt, wenn wir uns aus Anlass des Kreisky-Preises an Bruno Kreisky erinnern, nicht um Nostalgie geht, gehen darf. Es ist eine billige Unterstellung, und wir müssen sie zurückweisen. Es geht um ein Menschenbild, um Haltung, um Werte, wie sie Kreisky zu seiner Zeit, unter den damals gegebenen Voraussetzungen, in Politik umgesetzt hat, und wie sie heute, unter den heute gegebenen Umständen, gestaltend in die Zukunft getragen werden müssen.

Es entspricht nicht einem sozialdemokratischen Menschenbild, dass es die Sorge der Menschen sei, bitte mit Regierungserlaubnis und unter Hoppauf-Rufen von Boulevardmedien auf die Ärmsten hinunterzutreten, es entspricht nicht einem sozialdemokratischen Menschenbild, eine Festung zu bauen, in der ein völkischer Geist herrscht, der Mehrsprachigkeit nicht als Kulturleistung und kulturelle Vielfalt nicht als Reichtum anerkennen kann, es entspricht nicht dem sozialdemokratischen Menschenbild mitzuklatschen, wenn diejenigen, die ökonomische Sorgen haben, diejenigen dafür verantwortlich machen, die Sorgen ums nackte Überleben haben. Es entspricht nicht dem Menschenbild, der Haltung und den Werten der Sozialdemokratie, die Phrasen der Zyniker allen Ernstes zu wiederholen, abholen durch Wiederholen, diese dummen, diese gemeinen, diese realitätsverschmierenden, seelenvergiftenden, geisttötenden Phrasen, ich kann und will sie nicht mehr hören, nicht von einer sozialdemokratischen Partei. Ich sage Ihnen als Schriftsteller, als Dichter, als Sozialdemokrat des Herzens, was Lasalle gesagt hat: Es ist und bleibt eine revolutionäre Tat, immer das laut zu sagen, was ist.

»Wie kam es, dass meine Mutter mir, als ich ein Kind war, vor dem Einschlafen Heine-Gedichte vorgelesen hat, sich wiegend im Rhythmus?«

Dafür müssen Worte, eine Sprache gefunden werden, und wir dürfen sie uns nicht von Leitartiklern, von Reportern vorkauen lassen, die nicht Geschichte studiert haben, und offenbar auch nicht deutsche Grammatik und Semantik.

Das ist die revolutionäre Tat, die zur Grundlage vernünftiger, überfälliger Reformen werden kann.

Aber es sind nicht nur die Phrasen, die wir entzaubern und auf dem Misthaufen dürftiger Ideologien entsorgen müssen, denn man kann die Zukunft nicht aus Phrasen bauen, und die Werte dürfen nie zu Phrasen werden. Das klingt sehr idealistisch, aber wie können wir zulassen, dass der Begriff Idealist eine abwertende Bedeutung bekommt, als wäre man nicht bei Sinnen, wenn man Ideale hat, während sogenannte Realisten die Realität zerstören? Ja, die Begriffe, wir müssen sie definieren, statt uns zu ducken unter Totschlagbegriffen, die immer hervorgeholt werden, wenn Sozialdemokraten nicht lieb, brav und hilflos sind. Jetzt muss ich schon wieder persönlich werden. Irgendwie komme ich immer wieder auf den Satz von Anton Kuh zurück: „Warum gleich sachlich, wenn es persönlich auch geht?“

Welche Totschlagbegriffe meine ich? Zum Beispiel: Marxist.

Also gestehe ich: Ich bin ein Marxist.

So. Jetzt kann der Generalsekretär der ÖVP mich gleich gemeinsam mit dem neuen SPÖ-Chef nach Nordkorea deportieren. Dass ihm jedenfalls bei Andreas Babler sofort Pjöngjang einfällt, ist ein Niveau, demgegenüber der unerträgliche Silberstein vergleichsweise ein Nobelpreisträger war. Ich sage den Namen dieses Generalsekretärs nicht, denn in ein paar Jahren, wenn man vielleicht lesen wird, was ich heute geschrieben habe, wird man sonst mühsame Fußnoten machen müssen, um zu erklären, wer er war. Es geht nur darum, dass heute der Sprecher einer christdemokratischen Partei im Ernst glaubt, einen Sozialdemokraten auf diese dürftige und dumme Weise verhöhnen und einer vorgeblichen Lächerlichkeit aussetzen zu können. Es fällt mir schwer, sachlich zu bleiben. Die sachlichste Formulierung, die mir einfällt, ist: Ich frage mich, ob dieser Generalsekretär, den natürlich alle Zeitungen zitierten, ein Vollidiot oder ein Zyniker ist. Was wäre schlimmer? Ich schlage einen Kompromiss vor: Er ist die Personalunion von beiden.

Also: Ich bin ein Marxist.

Zugleich bin ich keiner.

Was ist das Problem? Die Frage ist, wie man Marxist definiert.

War Kreisky ein Marxist? War es tatsächlich ein Marxist, der in Österreich bei Wahlen absolute Mehrheiten gewonnen hat? Kreisky hat natürlich **Marx** gelesen, und er ist in die Schule des Austromarxismus gegangen. Es waren Austromarxisten, die den Karl-Marx-Hof gebaut haben, die Gemeindebauten. Es waren die Christdemokraten des höhnnenden heutigen Generalsekretärs, die in die Gemeindebauten hineingeschossen haben. Und was haben sie selbst gebaut? Natürlich nicht die Habsburger-Kulissen, von denen ihre Hotellerie lebt, aber auch nicht irgendein nennenswertes Projekt des modernen Österreichs, Wiens. Nicht die U-Bahn, da waren sie dagegen, denn dann könnten ja Hackler aus Favoriten in die City kommen, nicht die Fußgängerzonen, nicht die Donauinsel, nicht das Konferenzzentrum, sie haben keine Kindergärten gebaut.

Es waren Austromarxisten, die den Karl-Marx-Hof gebaut haben. Es waren die Christdemokraten, die in die Gemeindebauten hineingeschossen haben. Willfried Gredler-Oxenbauer/Picturedesk

Und was haben die Austrofaschisten gebaut?

Und da frage ich mich schon, warum „Marxist“ eine Schmähung ist, „Austrofaschist“ aber nicht, und warum FPÖ-Wähler, also Sympathisanten von Kellernazis, mit warmem Verständnis rechnen dürfen.

Marx zu lesen beleidigt niemandes Intelligenz

In diesem Vergleich bin ich gern Marxist. Ich habe Marx gelesen. Marx zu lesen beleidigt niemandes Intelligenz. Ich gehe so weit zu sagen, dass Bürgerliche, die ihn nicht gelesen haben, heute meine Intelligenz beleidigen. Denn Marx war, wie der Herr Sekretär auch nicht weiß, der Retter des Kapitalismus. Bis zu Marxens Analyse des Mehrwerts haben Unternehmer nicht verstanden, woher ihr Profit kommt. Erst durch Marx haben sie begriffen, wie sie ihn berechnen und gewährleisten können. Es gibt lustige Stellen im „Kapital“, wo Marx zeigt, wie dumme Kapitalisten durch simple Aufschläge auf ihre Produktionskosten, die aber nicht der gesellschaftlichen Wertproduktion entsprachen, ein Nullsummenspiel erzeugten, das Wachstum, also die Triebfeder des Kapitalismus, gar nicht möglich gemacht hätte. Außerdem hat Marx den Kapitalisten gezeigt, wovor sie sich wappnen müssen, und in Hinblick auf die groteske Theorie einer Diktatur des Proletariats auch mit Waffen. Die Diktatur des Proletariats war Unsinn, aber die Diktatur des Kapitals als Reaktion wurde waffenstarrende Realität. Aber Marx war nicht nur der Retter des Kapitalismus, er war auch ein großartiger Autor, ein Schriftsteller von Rang. Kein ÖVP-Sekretär kann ihm da das Weihwasser reichen. Man kann nämlich das „Kapital“ auch als Bildungsroman lesen, ganz im Geist seiner Zeit, der Hochblüte des bürgerlichen Romans, deren Meister von Gottfried Keller über Goethe bis Wilhelm Raabe ich so liebe.

Hauptheld des Bildungsromans ist eine Figur mit Namen Kapital. Wir lesen, wie sie zur Welt kommt, aufwächst, sich schließlich gesellschaftlich nützlich machen möchte, Herrschaft beansprucht, auf Widerstand stößt, kämpft, ihren Platz in der Gesellschaft findet, mit Problemen konfrontiert wird, die sie nicht lösen kann, sich in Widersprüche verstrickt und

schließlich stirbt. Ein in seiner Struktur klassischer Roman. Die ÖVP und ihre Leitartiklerinnen, mit ihrer parodistischen Mimikry von Bildungsbürgertum, meinen also, der Bildungsroman rechtfertige Schmähungen? Marx war übrigens der Erste, der eine glänzende, begeisterte und begeisternde Beschreibung der Globalisierung geschrieben hatte, lustigerweise im ersten Teil des „Kommunistischen Manifests“.

Kennt der ÖVP-Sekretär diesen Text? Natürlich nicht. Aber diese Vorstellung ist lustig: Würde er ihn lesen, müsste er dauernd nicken. Denn da steht alles in frischer Sprache, wofür er Phrasen hat. Und wenn wir ihn beim Nicken ertappen, könnten wir ihn fragen, ob er Marxist ist. Und dann soll er bitte ins „ZiB“-Studio gehen und sich erklären. Und wenn er nicht nickt, dann wäre er Gegner einer globalen Weltwirtschaft, und das würde ich gerne sehen, wie der Sprecher der Wirtschaftspartei das erklärt.

Meine Damen und Herren, ich bin Marxist, so wie ich Hegelianer bin und Balzacianer und Zweigianer und so weiter, ich bin ein Mensch mit einer Lesebiografie, so wie ich ein Mann bin mit einer Biografie, die sich zweifellos im Verständnis oder Selbstverständnis, was es bedeutet, Mann zu sein, von der meines Vaters unterscheidet, und ich bin auch ein Vater, ohne meine Tochter je geschlagen zu haben, obwohl es gerade in bürgerlichen Kreisen noch Anhänger der schwarzen Pädagogik gab, und ich bin Vater, der will, dass die Tochter glücklich ist, ohne sie in ein Korsett meiner Glücksvorstellungen zu pressen. Und ich bin Sportler, wenn auch in meinem Alter nur noch hitziger Theoretiker, und ich bin Träumer, und als solcher privilegiert, denn ich kann, um Walter **Benjamin** zu paraphrasieren, Kaffeehausbesuche als öffentlichen Teil meiner Arbeit ausstellen.

Und so bin ich auch Marxist, und ich habe als solcher nichts mit Havanna oder Pjöngjang zu tun, anders als ÖVP-Generalsekretäre mit ihrer Budapester Bewusstseinstrübung. Und ich bin ein Träumer von einem künftigen Europa. Das ist der Schritt, den eine moderne Sozialdemokratie jetzt machen muss, eine Sozialdemokratie, die den Verdacht endgültig abschüttelt, eine Nostalgietruppe zu sein: von internationaler Solidarität zu nachnationalem Sozialismus.

Aber das scheint mir jetzt nach den letzten Debatten hoffentlich geklärt: dass es nicht um regionalen Sozialismus geht, der sich aufschwingen will zu nationalem Sozialismus. Jetzt geht es darum, die europäische Idee zu begreifen, sie zu verteidigen, die Renationalisierungen in Europa zu bekämpfen und klarzustellen, Sozialdemokratie ist kein nationales Projekt, kann es nicht sein. Eine Sozialunion wird ein nachnationales Europa sein. Ein Europa der Nationalstaaten aber wird ein Europa der Konzerne bleiben, die, selbst multinational, die Nationalstaaten gegeneinander ausspielen können.

Da gibt es noch sehr viel zu diskutieren - auf der Basis dieser Begriffe, die wir in die Zukunft mitnehmen wollen: Menschenbild, Haltung und Werte.

Baumeister einer Welt, in der „besser gehen“ neu definiert wird

Und so können wir eine Perspektive anbieten, die Tradition hat und doch neu ist, neu formuliert werden muss und sich sachlich begründbar von den Erzählungen jener unterscheidet, die unseren Gürtel enger schnallen wollen: Bisher, und darin liegt auch ein großer Verdienst der Sozialdemokratie, hatte jede Generation die Zuversicht, dass es der nächsten Generation besser gehen werde. Und das sei vorbei, wird uns heute gesagt. Das wird uns von jenen gesagt, die immer reicher werden und immer reichere Erben haben. Nein, meine Damen und Herren, die Sozialdemokratie muss das endlich richtigstellen: Wir werden dafür sorgen, dass es unseren Kindern und Enkelkindern besser gehen wird, weil wir eine

moderne Sozialdemokratie als Baumeister einer Welt verstehen, in der „besser gehen“ neu definiert wird: nicht durch wachsenden Konsum, sondern durch wachsende Qualität unseres Lebens, durch Absicherung auf der Basis von Verteilungsgerechtigkeit des gesellschaftlich produzierten Reichtums, statt durch Sparen mit Abfedern durch Einmalzahlungen. Ich muss bei Abfedern immer an Rupfen denken. Es wird ihnen besser gehen durch mehr Zeit, statt durch mehr Stress, in einer gesünderen Umwelt, ohne Gifte, und das meine ich buchstäblich und metaphorisch.

Es wird ihnen besser gehen in einer Welt, in der wir wieder von Lebensorten reden und nicht von Standorten. Respekt vor dem Leben, das muss unser Anspruch sein, ein Respekt, den wir weitergeben an unsere Kinder, die einen Planeten erben und nicht das Vermögen aus Immobilien und Dosen. Wir sollen die erste Generation sein, die nicht mehr darauf vertrauen kann und darf, dass es den Kindern und Enkelkindern besser gehen wird? Nein, gerade heute sehen wir die Notwendigkeit, sehr vieles besser zu machen. Das ist unsere Erzählung. Die Dystopien überlassen wir jenen, die aus Kalkül schwarzsehen, jenen, die glauben, dass sie, wenn sie „die roten Gfrieser“ und „das rote Gsindl“ verachten und schmähen, selbst bessere Leute sind. Aber es gibt, wie schon Nestroy gesagt hat, Leute und Menschen. Und wir werden ja sehen, was die Menschen wollen. Und damit bin ich wieder bei König Ottokar - es heißt bei Grillparzer nicht: „Tritt hin auf jeden!“

Unser Anspruch, unsere Erzählung, unsere Hoffnungen - mit notwendigem Grün ins Rote:

Kein Baum ist so blöd, dass er ewig weiterwächst. Aber was er macht, wenn er seine Größe erreicht hat, muss uns Sinnbild sein: Transformation von Gift in gesundes Klima, mit stolzer Krone. Und das scheue Reh wird in dieser Welt äsen, aber nicht mehr entwischen.

Sind wir stolz? Sind wir bereit?

Warum sage ich „wir“? Ich bin literarischer Preisträger und kein Parteisprecher. Aber ich kann Ihnen sagen, warum ich als freier Geist hier und jetzt „wir“ sage: weil ich ein Herz habe. Und weil ich spüre, dass es hier wieder stärker schlägt.

Robert Menasse

Geboren 1954 in Wien. Autor und Essayist, lebt in Wien. Er erhielt zahlreiche Preise und Auszeichnungen, u. a. den Deutschen Buchpreis für „Die Hauptstadt“ und den Prix Littéraire des Lycées Français d'Europe. Für seinen jüngsten Roman, „Die Erweiterung“ (erschienen bei Suhrkamp, 2022), bekam er am vergangenen Dienstag den Bruno-Kreisky-Preis für das politische Buch.